

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(7. Fortsetzung.)

Vincent hatte sich für die Tracht eines Heolds aus der Renaissancezeit entschieden: Kniehosen, eng anschließender Rock aus Atlas und geschlichte Aermel — ein Anzug, über dessen geschichtliche Treue und künstlerische Ausführung er als würdiger Sohn seines Vaters mit peinlicher Sorgfalt wachte. Als Vincent am zweiten Weihnachtstages feierliche von seinem Schneider kam und mit mehreren alten Degen, die er bei einem Trödeler zur Auswahl mitgenommen hatte, die Treppe seiner Wohnung hinaufsteigend, hörte er plötzlich eine Stimme, die ihn mit banger Ahnung erfüllte.

„Alles schon war es zum Entrinnen zu spät. Ueber das Treppengeländer beugte sich ein Schilber, und Vincent vernahm die dornrußvoll gesprochenen Worte:

„Da ist er ja! Was fällt Ihnen ein, mit zu sagen, Ihr Herr komme heute nicht mehr nach Hause?“

Erstochen zog sich der Burche zurück, und Vincent, der wohl über dem Feinde freien Zugang gewähren mußte, wappnete sich wie gewöhnlich mit Geduld.

„Wißt Du vielleicht die Güte haben“, begann Edmund mürrisch, „so bald er sich häuslich niedergelassen hat, und mir das sonderbare Benehmen Deines Burchen erklären?“

„Was weiß ich? Ein Mißverständnis.“

„Na, lassen wir's ruhen. Es wäre ja auch verächtlich, wenn Du mir Deine Thüre verschließen wollest, während Dir die Fenster weit genug offen steht, denke ich.“

„Allerdings nur zu weit. Die Gastfreundschaft der Familie Dulaurier-Mougins artete allmählich in eine Sucht aus. Auch dem Weihnachtstages-Familienessen hatte Vincent anmohnen und sich von dem herkömmlichen Gänsebraten aufnötigen lassen müssen, so wenig er auch seinem Gaumen munde.“

Nach dieser Einleitung schlug Edmund mildere Saiten an. Die von seinem Better mitgebrachten Waffen betrachtend, rief er plötzlich: „Was für altes Zeug hast Du denn da hergeschleppt? Das ist gewiß für den Ball am Samstag?“

„Allerdings.“

„Eine Pause trat ein, dann fuhr Edmund fort: „Ist Major Rollin nicht Dein Vatikonskommandeur?“

„Doch.“

„Und ihr steht gut zusammen?“

„Vorzüglich.“

„Berühmt Du auch mit seiner Frau?“

„O ja, ganz freundschaftlich“, bestätigte Vincent ahnungslos. „Nun denn, wenn Du in diesem Hause so wohl gelitten bist, so wird es Dir ein Leichtes sein, eine Einladung für uns auszuwickeln.“

„Eine... Einladung?“ stammelte Vincent.

zu haben, und was am auffallendsten war: derselbe Gedanke hatte innerhalb achtundvierzig Stunden auch in Edmund Wurzel geschlagen.

„Nein, wahrhaftig, diese kleine Frau war weder so unbedeutend, noch so süßsam, wie sie sich den Anschein gab. Um über Edmund's halbstarren Eigenschaften und über seine zu Grundfahnen erhabenen Schrüben den Sieg davonzutragen, dazu gehört eine Klugheit und eine Willenskraft, die Vincent fast erschreckten — die aber nichtsdestoweniger ihren Lohn verdienten. Es wäre unrecht gewesen, Sylvie jenes Einladungsartikels vorzuenthalten, das sie sich so geschickt zu ertampfen gewußt hatte.“

„Für meine Schwiegereltern brauchst Du Dich nicht zu bemühen, sie würden die Einladung ja doch nicht annehmen“, sagte Edmund, der nach Erreichung seines Zweckes sofort wieder in seine alte Großsprecheri verfiel. „Auf Wiedersehen also Samstag-Abend. Wir werden uns pünktlich am halb zehn Uhr bei Rollins befinden. Du wirst dann die Güte haben, im Wohnzimmer auf uns zu warten, damit Du uns gleich in die Gesellschaft einführen kannst. Du behauptest ja, keine Zeit zu haben, uns abzuholen, wie es sich eigentlich gebören würde.“

Diesmal war die Behauptung Vincent's, daß es ihm an Zeit fehle, eine leere Ausrede gewesen; er wußte in diesen letzten Tagen vor dem Ball theilsächlich oft nicht, wo ihm der Kopf stand. Und ähnlich wie ihm ging es den meisten anderen Leuten auch. Die allgemeine Aufregung hatte ihren Höhepunkt erreicht. In den Räden erhellte man kaum mehr eine Antwort, rief man nach einem Drofchetenkutscher, so fuhr er in der entgegengeleiteten Richtung davon. Die besten Freunde eilten aneinander vorbei ohne sich anzureden, und Vincent, den Frau Rollin zu ihrem Gehilfen bei den Vorbereitungen angeworben hatte, sehnte sich fast nach den Strapazen des großen Herbstmanövers.

Endlich nahte der Sylvieabend heran. Die Friseurin mit ihren Branneisen, die Schneider und Schneiderinnen vollendeten ihr Werk, und geduldig, gleich ungerberlichen Gliederpuppen, ließ man sich von ihnen bearbeiten.

Auch Hauptmann Gerbault war bereit in einen schmalen Herold verpackt, mit Kodenperücke und gewöhnlichem Knebelbärtchen, mit einer bis zu den Ohren reichenden Haarsträhne und flatterndem Federbusch. Ueber dem Rock aus carmesinrotem Atlas und den feidenen Kniehosen trug er einen venetianischen Mantel.

Im unteren Stod wurden ebenfalls eifrige Vorbereitungen getroffen. Aber Frau Rollin hatte Gerbault wiederholt gebeten, ja gewiß als Erster zu erscheinen.

„Und Edmund, den hätte ich ja fast vergessen“, rief er und machte sich eilig auf den Weg.

Draußen in der milden Winternacht herrschte ein reges Treiben. Das große stattliche Haus, worin die Familie Rollin wohnte, war längst von einer dichten Schaar Neugieriger umlagert; Hof, Treppenhause und Vorhalle strahlten in hellem Lichterglanz. Im Vorfaal zwischen üppigen Blumen- und Pflanzenschmuck fand Vincent nur die Diener; Edmund und seine Gattin waren noch nicht erschienen, und so konnte er ungehindert den glänzenden Rahmen bewundern, ehe sich die Menschenmenge darin bewegte.

Zuerst nur vereinzelt, dann in rascherer Folge kamen die Gäste an. Langsam und schwerfällig stiegen sie die monumentale Treppe hinauf oder hüchelten eilig, als schämten sie sich ihrer häßlichen Umhüllungen, in die Garde-robe nebenan, um wenige Minuten später als schillernde Schmetterlinge wieder zum Vorschein zu kommen. Von seinem Bestand aus konnte Vincent diesen bunten, fröhlichen Einzug, dieses gegenseitige Erkennen, Begrüßen und Bewundern mit aller Ruhe beobachten.

Der ernsthafteste Lieutenant aus dem Rassehaufe, jetzt ein wohltaugender Don Quixote, war einer der ersten. Ihn begleitete der Stabsarzt als unvergleichlicher Sancho Panza und diesem folgten in wechselvollem Spiel theils burleske, theils wohltaugliche Charaktermasken: Pierrot's, Harleins, Spanier, Realistator, Eläffer, Araber und was der Nationalitäten mehr sind. Und nun vollends die Damen! Welch hübsche Leberartungen wurden Vincent da zu theil! Bei der Freiheit, die jeder einzelnen Maske gelassen war, ihre Vorzüge ungehindert durch die herrschende Mode in's vortheilhafteste Licht zu setzen, konnte sich Vincent wahrhaftig in die gute alte Zeit verzaubert glauben, wo nach den Portraits zu schließen, alle Frauen hübsch waren.

„Ah, welch ein entzückender Anzug!“ rief er plötzlich, als eine neue Gruppe aus der Garderobe auftauchte.

Diesmal aber hatte er sich getäuscht. Nicht der Anzug an und für sich war bewundernswürdig, sondern die Art, wie er getragen wurde: die vollkommene Verschmelzung zwischen Persönlichkeit

und Tracht. Man hatte überhaupt nicht den Eindruck einer Verkleidung, im Gegentheil, der tägliche Anzug der jungen Dame würde viel eher als Maskerade ausgefallen haben. Unter dem hoch aufgestecktem, gepuderten Haar wogte sich auf langem schlanchem Schwannenhalse ein entzückendes Köpfchen, das einem alten Postbild entlehnt zu sein schien. Ein zartes Fächchen aus Null verhüllte die abfallenden Schultern und trug sich über einem faltigen, aber ansehenden Mieder aus blauer, mit weißer Blumen durchwirkter Seide, während der Rock aus gleichem Stoff sich mit an die Hüften bauchte und seine Trägerin den Charakter majestätischer Hoheit verlieh, der sich so gut mit der Anmuth verbindet.

„Die Prinzessin von Lamballe!“ sagte Vincent zu sich selbst, und erst als er die reizende Erscheinung auf sich zukommen sah, entfuhr es ihm: „Mademoiselle Estelle!“

Betroffen starrte er sie an. In der That schien Estelle sich darin gefallen zu haben, ihre Neugierigkeit mit der unglücklichen Prinzessin durch ihren Anzug zu erhöhen. Allein bald wurde dieser Eindruck durch einen neuen verdrängt.

„Mademoiselle Germaine!“ Hinter der Prinzessin von Lamballe erschien eine ihrer Zeitgenossinnen, zwar von bescheidenem, aber nicht minder anmuthigem Aeußern. In ihrem gebühten Rattunrod, der rosenfarbenen Seidenschürze und dem graziös auf dem blonden Haar stehenden Spighenhäubchen brauchte die kleine Schächerin die vornehme Dame durchaus nicht um ihren Puder und ihre Falben zu beneiden.

„Meine Damen, ich bin entzückt!“ rief der Herold, sich tief verneigend. In diesem Augenblick trat auch Frau Lancelot in einfachem Gesellschaftsanzuge herein, betrachtete Vincent einen Augenblick mißtrauisch und rief dann freudig überal: „Der Herr Hauptmann!“

Und ohne weiteres, so wie ein Ertrinkender seinen Retter umklammert, ergriff sie seinen Arm und schüttelte ihm voll Eifer ihr Herz aus.

„Nein, das ist wirklich so arg! Ich erkenne Sie wahrhaftig nicht gleich. In was für ein entsetzliches Gemirr haben mich diese Mädchen geschleppt. Man weiß ja nicht mehr, wo man ist, noch wen man vor sich hat. Zeigen Sie mir wenigstens, wo die Hausfrau ist, denn wie soll ich sie in dieser Nummer herausfinden. Sprechen Sie, wohin muß man sich zuerst wenden?“

In Massen strömten jetzt die Gäste herbei, und da Vincent sich nun nicht länger im Verborgenen aufhalten, auch wohl auf das Erscheinen der Dulauriers nicht mehr rechnen konnte, so ließ er sich von Frau Lancelot fortziehen und strebte, der Prinzessin und der Schächerin folgend, durch die stets wachsende Menschenmenge der Thüre des großen Empfangssaales zu.

Nur wenige Schritte trennten ihn noch davon, da legte sich plötzlich ohne Rücksicht auf die nothgedrungen damit verbundenen Rippenlöcher, eine schwere Hand auf seine Schulter, und eine ihm leier gar zu wohlbelannte Stimme rief:

„Da, dieses Jungchen! Da sieh mal einer an, wie hübsch er uns im Stiche läßt!“

Frau Lancelot wandte sich um, ebenso alle anderen Zuhörer, und ein lustiges Röhren ließ sich ringsumher vernehmen. Vincent dagegen stand wie erstarrt angesichts der neuen Ueberfallung.

Edmund im Mastenanzug! Edmund als Pantofle-Mandarin mit einem anberhalb Meter langen, bis auf die Fersen hängenden Zopfe, in einem seinen Schmerzbauch eng umschließenden Kleide aus gelbem Glanzperkal, einen aufgespannten Sonnenschirm über der Schulter und darunter alles, nur kein heiteres Chinesengesicht, sondern die jernigste Miene der Welt. Es war ein Anblick, der einen zum Tode Verurtheilten hätte zum Lachen bringen können, und Estelle kämpfte bereits mit einem heftigen Lachanfall.

Zum Glück wurde in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit durch eine klare Stimme abgelenkt, die sagte: „Unser Better hätte eigentlich das Recht, uns Vornurfs zu machen, denn wir haben uns verspätet.“

„Vornurfs, Ihnen, liebe Cousine, niemals. Der Erfolg zeigt, wie gut Sie Ihre Zeit angeordnet haben.“

Zum ersten Male war Vincent froh, daß Edmund eine Frau hatte. Sylvie ritzte das Ganze.

Von allen Verwandlungen, die er heute beobachtet hatte, war keine entschieden vortheilhafter, als die der jungen Frau Dulaurier. Ein firsdrother Rock, ein mit Goldplättchen verzierter kurzer Sammetjacket über einem weißen Mullhemd, rotze Reifen im schwarzen Haar, die großen Augen, die ihr ganzes Feuer ausstrahlten und, all die Lust und Freude ringsum in sich einsaugen zu wollen schienen, weit geöffnet — mehr hatte es nicht bedürft, um aus Sylvie Mougins eine Volltauglerin zu machen.

„Garmen!“ rief Vincent wie gebendet. „Ja, Garmen, meinethwegen.“ Zu längerem Gedankenaustausch ließ keine Zeit, denn schon hatte man den Saal betreten, und gleich einer sich entblühenden vierfarbigen Pfingstrose zerstreute sich die bunte Menge in die benachbarten Räume. Mit vieler Mühe brachte Vincent die durch die Ruff vollends ganz verirrte Frau Lancelot bis zu der biden, behägigen

Frau Rollin, einer einstigen Schönheit von Bordeaux, der die üppige Tracht einer Dabliste Gelegenheit bot, ihren ganzen Reichtum an Brillanten zur Schau zu stellen.

„An uns denkst Du natürlich wieder nicht“, rief der mißtrauische Edmund, „mach' rasch, stelle auch uns vor!“

Die von ihrem Triumph und von der Anstrengung etwas erschöpfte Frau Rollin war vielleicht die Einzige, welcher der Anblick des Chinesen keine spöttliche Bemerkung entlockte Vincent aber überließ ihn nun seinem Schicksal und forderte nach kurzem Zögern und einem mit Germaine ausgetauschten Blick die Prinzessin von Lamballe, deren Fröhchen sich kaum mehr bändigen lassen wollten, zum Tanze auf.

„Ah, es geht doch nichts über das Tanzen!“ rief sie, sich sofort in den Wirbel eines Walzers stürzend.

„Wenn man so gut tanzt wie Sie, allerdings.“

Ohne Ziererei nahm sie die Schmeichelei an.

„Ich konnte von jeher tanzen, obwohl ich nur wenig Gelegenheit hatte, es zu üben. Dies ist nämlich mein erster Ball... denken Sie doch nur, mit achtzehn Jahren! Und wie viel Mühe hat es mich zudem gekostet, Germaine dazu zu überreden! Sie meinte, es würde mir zu heiß werden. Aber Wärme thut mir ja gerade gut, Wärme ist Leben!“

Hatte sie sich geschminkt, oder waren es Fieberfäden, die auf ihren Wangen brannten? Jedenfalls sah sie reizend aus, und für den Augenblick war sie ja auch glücklich und ansehend im besten Wohlfinden. Gleich einer Sphinx taumte der Boden herüber, flog sie dahin, dabei unauffällig plaudernd und scherzend.

„Wie freue ich mich, daß Sie unsere Anzüge hübsch finden, denn Sie sind Künstler“, sagte Germaine, „und sie ist es auch. Mir wäre niemals der Gedanke an Großmama's altes Kleid gekommen, das Germaine für mich zu recht machte. Ich hatte einen anderen Plan: als Schwalbe wollte ich erscheinen. Ich habe die Schwalben so gern, nicht nur wegen ihrer Zierlichkeit, sondern weil es sehr vernünftige Thierchen sind: wenn es kalt wird, ziehen sie in warme Länder, wo sie die Sonne finden, die sie zum Leben brauchen. Der Anzug wäre sehr hübsch gemein, obgleich Germaine behauptete, die Flügel würden mich hindern... ich glaube eher, sie fürchtete, ich könnte ihr davonfliegen.“

Sie scherzte, aber ihr Scherz fand keinen Widerhall bei ihrem Tänzer, der Germaine's Beforgniß wohl begriff. Plötzlich nachdenklich geworden, fuhr Estelle fort:

„Sie halten mich gewiß für recht kindisch, Herr Hauptmann, weil ich mich allem so klümicling hingebe, allein ganz so schlimm, wie Sie vielleicht denken, ist es nicht. Ich bin nur sehr hausälterlich mit meiner Zeit und bemühe mich, alle kleinen Glanzblümchen, die ich auf meinem Wege entdecke, zu pflücken. Allzu viele habe ich bis jetzt freilich nicht gefunden, und wer weiß, was die Zukunft bringt!“

Sie tanzte noch immer, aber ihr gepudertes Köpfchen neigte sich träumerisch zur Seite.

Doch ein langes Festhalten an einem Gedanken war bei dem lebhaften Treiben im Saal unmöglich, und jede neue Erscheinung wurde von Estelle entweder mit einem verwundernden Ausruf, einer Frage, oder mit hellem Aufklappen begrüßt.

Plötzlich sagte sie: „Ihre Cousine ist als Schorn hier... Ich habe zwar schon verschiedene Arien aus der Oper Carmen gesungen, allein der Handlung selbst erinnere ich mich nicht mehr genau... Carmen war doch eine Zigeunerin?... Ja, ja, richtig; Ihre Cousine ist aber viel zu hübsch für eine Zigeunerin. Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß sie so hübsch ist?“

„Weil ich es früher nie bemerkt hatte“, erwiderte der Hauptmann der Wahrheit gemäß.

„Ihm war, als beobachte ich Estelle mit einer Art besorgter Neugierde, indem sie hastig fortfuhr: „Ich will nicht sagen, daß Frau Dulaurier's Gesicht zu denen gehört, die man gern betrachtet, wie zum Beispiel das Germaine's, aber sie ist trotzdem hübsch. Mit diesen Augen ist es ja auch kaum anders möglich. Sie müssen nämlich wissen, ich habe vorhin auch so etwas als goldene Blumen darin bemerkt.“

Estelle sprach leicht und mit heiterem Lächeln. Sie hatte augenscheinlich ihre neulichen Befürchtungen und düsteren Ahnungen abgeschüttelt, ja, es war fast, als bereue sie ihre Aussprüche und gebe sich alle Mühe, sie zu verwischen.

„Die junge Frau scheint auch sehr lebenswürdig zu sein“, fuhr sie fort, „und ihr Anzug ist wirklich geschmackvoll, was man freilich von dem ihres Betters nicht behaupten könnte.“

So plauderte sie weiter, bis Vincent sie an ihren Platz zwischen Frau Lancelot und Germaine zurückführte. Gänzlich fremd in der Gesellschaft, da sie eigentlich nur mit Germaine's schon bekannnten Verwandten verkehrte, kümmerte sich niemand weiter um die Damen. Frau Lancelot begann die Richtung bereits unliebsam zu empfinden, wogegen Germaine's heiterer Gleichmuth nicht davon berührt wurde. Sie war zu klug und sich ihres eigenen Wertes zu gut bewußt, um Gewicht auf einen gesellschaftlichen Er-

folg zu legen, und zugleich zu anspruchslos, um sich nicht an dem zu erfreuen, was sich ihrem Auge darbot.

Freundlich hatte sie Vincent Gerbault's Aufforderung zu der eben begonnenen Quadrille angenommen. Auch hier anzugehen, wenn auch nicht mit der selphidhaften Leichtigkeit Estelle's, und obwohl auch sie gern plauderte, so bewahrte sie dabei doch stets eine gewisse Zurückhaltung. Ihre ernste Natur ließ sich nicht ganz vom Vergnügen fortziehen. Immer wieder erobachte er, daß ihr Köpfchen sich während der Tanzfiguren mit scharfer Fürsorge nach ihrer kleinen Freundin umwandte.

„Offen gestand sie: „Ich hätte so gern, daß Estelle sich gut unterhält! Wie Sie gewiß ertragen haben, sind wir nur getreulich hergekommen.“

„Und warum nicht zu Ihrem eigenen Vergnügen, Fräulein Germaine? Warum wollen Sie immer die Großmutter spielen?“

„Ah, ich habe bis jetzt weder Zeit noch Lust gehabt, mich zu unterhalten“, sagte sie, nachdem der Tanz sie einen Augenblick getrennt gehabt hatte. „Mein Platz ist vor meinem kleinen Arbeitstische; im Ballsaale fühle ich mich nicht so recht zu Hause, was mich übrigens nicht hindert, daß es mir ausnahmsweise hier ganz gut gefällt.“

Prüfend blickte der Offizier um sich. Wie viele hätten sich mit weit mehr Grund hier nicht an ihrem Plage fühlen können! Manche freilich schienen ganz in ihrem Element zu sein, aber bei keiner von allen vermochte er die Einfachheit und Frische zu entdecken, welche Germaine auszeichnete, dieses reizende Gemisch von Bescheidenheit und Stolz, dieses vollkommene selbstige Gleichgewicht, das wohl den Hauptreiz ihrer Persönlichkeit bildete. Eine sanfte, kluge, hingebungsvolle, jeder Lage gewachsene Frau wie diese, wäre das nicht die beglückende Lebensgefährtin in guten und bösen Tagen, die beste Freundin, mit einem Wort: das Ideal eines Weibes?

Wie eine Bombe platzte dieser Gedanke im Kopf und Herzen des Herolds, als er den Regeln des Tanzes gemäß allen vorangehen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zustände in Korea.

Die „Daily Mail“ veröffentlicht ein Telegramm ihres Korrespondenten in Seoul, das per Schiff nach Tschifu gebracht und von da weiter telegraphirt worden ist, natürlich um die Zensur zu umgehen, die noch immer außerordentlich scharf ist und über die sich die englischen Korrespondenten von Tag zu Tag mehr beklagen. Der Korrespondent der „Daily Mail“ bezeichnet die Verhältnisse als sehr bedenklich. Er sagt, daß überall da, wohin die Bajonette der Japaner nicht reichen könnten, eine vollkommene Anarchie herrsche. Infolge der Unterdrückung verschiedener geheimer Gesellschaften seien eine Menge kleiner Rebellionen ausgebrochen. Selbst die Hauptstraße zwischen Seoul und Ping-hang sei gefährdet; die Boten, die dieselbe benützten, würden immerfort angefallen und mißhandelt. Die Einwohner des äußersten Nordens von Korea blieben ruhig in den Bergen, obwohl sie dort außerordentlichen Mangel litten. Die Tonghats, die sich selbst als ruffenfreundlich erklärten, hätten in der Provinz Ping-hang, bevor die Japaner herantamen, eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Energie bewiesen. Sie wiederholten immer die alte Prophezeiung, daß die gegenwärtige koreanische Dynastie im Mai dieses Jahres gestürzt werden würde und daß das den Anfang einer neuen Ära bedeuten werde. Diese Bände habe von den Einwohnern der Distrikte im Norden eine Menge Geld und Reis eingetrieben. Weiter zeigte die Eigenschaft rings im Lande an, daß von jetzt ab die innere Handfläche aller Mitglieder der Gesellschaft ein Zeichen erhalten solle, und daß jeder, der ein solches Zeichen nicht aufweisen könne, zusammen mit den Christen und Ausländern getödtet werden solle. Der Korrespondent meint, so lange die Japaner den Erfolg auf ihrer Seite hätten, könnten die Tonghats nichts ausrichten, aber wenn die Japaner sich einmal zurückziehen sollten, dann werde sicherlich ein Aufstand die unmittelbare Folge sein. Gegenwärtig seien die Fremden noch sicher, denn die Tonghats seien Feiglinge und fürchteten die Ausländer, weil sie wußten, daß dieselben meist bewaffnet herumgingen. In der Provinz Hamg-hang seien bereits Truppen gegen sie geschickt worden. Weiter berichtet der Korrespondent, daß eine Armee von Javiliten aus Japan in Chemulpo gelandet worden sei, alles Leute, die glauben, wenn sie der Armeefolgen, könnten sie eine Menge Geld in der einen oder anderen Weise verdienen. Diese Leute benehmen sich den Eingeborenen gegenüber sehr übermüthig. In Seoul sei eine Menge falsches Geld im Umlauf. Die koreanischen Finanziers seien alle ruiniert und die meisten seien schon bankrott. Auf den Märkten in den Städten trete das Geld des Volkes besonders hervor. Sogar Krähen würden dort als Zahlungsmittel verkauft.

Die japanische Zensur werde von Tag zu Tag strenger, jetzt beziehe sie sich nicht mehr nur auf militärische Bewegungen, sondern sogar alle Meldungen über lokale Kriegen würden aus den Berichten gestrichen. Außer dem beziehe sich die Zensur nicht nur

auf Telegramme sondern auch auf Privatbriefe. Die japanischen Behörden sehen alles daran, um Briefe, die auf Schiffen aus dem Lande geschickt würden, abzufangen und der Zensur zu unterwerfen. Die Haltung der Behörden den Korrespondenten der ausländischen Presse gegenüber, die langen Verzögerungen und die vielen schmerzlichen Anordnungen hätten die Korrespondenten sehr aufgebracht. Die Folge davon sei, daß viele Korrespondenten, die bei ihrer Ankunft in Seoul durchaus auf der Seite der Japaner gewesen seien, sich jetzt so beeindrucken ließen durch das, was sie persönlich zu erleben hatten, daß sie ihre Haltung vollkommen geändert hätten.

Wie entstand Helgoland?

Es ist noch in jüngster Zeit unzweifelhaft festgestellt worden, daß gegenwärtig sowohl in der Ostsee, wie in der Nordsee immer noch Bodenbewegungen stattfinden. Inwiefern die Insel Helgoland an diesen theilnimmt, erklärt der Geologe Dr. W. Wolff. Er hat bei seinen Forschungen gefunden, daß auch für Helgoland Bewegungen des Bodens als sicher angenommen werden müssen. Das Eiland selbst besteht bekanntlich aus zwei Theilen, nämlich der fast jentrecht aus dem Meere emporsteigenden eigentlichen Insel und der vor ihrer einen Seite hingelagerten Düne. Beide erheben sich aus einem unter der Meeresoberfläche liegenden gemeinsamen Sodel, der aus Zechsteinletten, Sandstein, Muschelkalk und Kreide besteht. Dieser Sodel schwindet allmählich, und zwar schwinden in einem Jahrhundert nach genauen Messungen etwa drei bis fünf Meter. Berechnet man aus dieser Zahl die Zeit, die nötig war, bis sich aus dem einstigen Lande der Sodel gebildet hat, auf dem heute die Insel Helgoland steht, so findet man einen Zeitraum von etwa zehnbis fünfzehntausend Jahren.

Aus der ganzen Lage der Insel aber ergibt sich, daß entweder der Schwund schon viel früher begonnen haben muß, oder daß es eine Nordsee an der Stelle, wo heute Helgoland steht, damals noch nicht gab, und daß Bodenbewegungen zu der oben angegebenen Zeit Helgoland plötzlich in eine so tiefe Lage brachten, daß die benachbarte Nordsee den Angriff eröffnen und damit das Schwinden des Landsockels bewirken konnte. Nimmt man an, daß die Nordsee vorher schon den Sodel bespülte, so mußte sie das Inland-Eis verdrängt haben; das ist aber aus verschiedenen Gründen wenig wahrscheinlich, es ist vielmehr anzunehmen, daß in der That Bodenbewegungen vor etwa zehnbis fünfzehntausend Jahren Helgoland plötzlich in eine so tiefe Lage brachten, daß der Sodel, auf dem es sich erhebt, dem Angriff der Nordsee preisgegeben ward.

Die Wahrscheinlichkeit dieser zweiten Annahme geht aus Kenntnissen und Rammuntersuchen auf der Doggerbank hervor, die darauf hinweisen, daß nach dem Schwinden des Inland-Eises und vor der Senkung des Sodells und seiner Bespülung durch die Nordsee ein Zeitraum gelegen haben muß, in dem der Sodel eine feste Landmasse bildete, auf dem ein Thier- und Pflanzenleben sich entwickelte. Dies wird fast zur Gewißheit durch den Umstand, daß auf dem Sodel, und zwar fünf Meter unterhalb der Meeresoberfläche, eine Süßwasserablagerung gefunden worden ist, in der zahlreiche Ablagerungen von Landthieren und Landpflanzen vorkommen.

Rauchende Königinnen.

Ein französisches Blatt bringt folgende Notiz: Welch man, daß die reizende Königin von Portugal es liebt, im letzten Kreise einige Cigaretten zu schmauchen? Sie schätzt besonders eine Sorte deutschen Tobak, den man ihr eigens von Dresden kommen läßt. Ihre Mutter, die Gräfin von Paris, liebt nur echten Havanna, der sie aber nur höchst selten in leichten Cigaretten genießt. Dieses sind aber nicht die einzigen Königinnen, die diesen Genuß lieben. Die Mehrzahl raucht mehr oder weniger. Die unglückliche Kaiserin von Oesterreich, die so traurig endete, rauchte 30 bis 40 Cigaretten im Tag, türkische oder russische, ja sie hatte sogar die Gewohnheit, kleine italienische Cigaretten zu rauchen, indem sie eine Tasse starken braunen Kaffees dazu trank. Auch die Zarine liebt es, ihre wenigen Mißstunden mit einigen Cigaretten zu würzen. Es heißt: auf ihrem Schreibtisch liegt immer eine schöne, kunstvolle, goldene Cigarettenstafel, dazu ein silberner Aschenbecher und ebensolcher Streichholzhalter. Die Königin von Italien raucht selten. Die Mutter Alphonse XIII. konsumirt dagegen täglich eine enorme Quantität spanischer Cigaretten. Die Königin Natalie von Serbien besitzt ein wunderbares Cigarettenzeug, welches sie oft benützt. Die Königin von Rumänien (als Carmen Silba in der Literatur bekannt) führt bei sich reizende Cigaretten aus Gold und Silber, kann aber den Rauch des Tobaks nicht vertragen. Ein englischer Hofe endlich strenges Verbot zu rauchen — für die Damen. Die Königin, scheint es, würde nie dulden, daß man in ihrer Gegenwart raucht. Was sagt dazu im stillen wohl die hohe Aristokratie Englands, in der man bis jetzt die unerfrodensten Raucherinnen zählte?

„Gleiches erzeugt Gleiches.“

Blah: „Nicht immer. Ein harter Whistler z. B. macht schwache Weine.“